

3. Chr. Fr. Börtmann wird zeigen, wodurch sich unser Zeitalter in Absicht wissenschaftlicher Bildung auszeichnet.

4. Joh. C. N. Biermann wird über Glück und Größe der Völker reden.

Ein zahlreiches Auditorium wird die Feyer des Tages erhöhen und unserer Schule zur Ehre gereichen; wir laden daher jeden, den diese Feyer wichtig ist, geziemend ein, durch seine Gegenwart daran Theil zu nehmen.

[Faint bleed-through text from the reverse side of the page]

[Faint bleed-through text from the reverse side of the page]

[Faint bleed-through text from the reverse side of the page]

[Faint bleed-through text from the reverse side of the page]

Dunst

Ist es nützlich, die Schriften der griechischen und römischen Classiker in unsere Sprache zu übersetzen? — Und im Bejahungs-Falle: Wie müssen solche Uebersetzungen abgefaßt seyn, um den beabsichtigten Nutzen zu stiften?

Zur Feyer

des

höchst erfreulichen Geburtsfestes unsers allergnädigsten Königes

Georg des Dritten

und

zur Ankündigung

einer

wegen dieser Feyer am Junius 1815,

Vormittags 10 Uhr

im

Auditorium der Königl. Dom-Schule zu Verden

zu haltenden Redeübung

geschrieben

von

Johann Georg Schilling,
Rector.



Zweite Abtheilung.

Stade, gedruckt in der königl. privil. Buchdruckerey.

Haben aber Uebersetzungen den Zweck — und ich glaube, daß sie ihn haben müssen, weil der Werth eines Schriftstellers eben so wohl nach seiner Art der Darstellung, als nach dem Inhalte seines Werkes beurtheilt wird — nicht bloß auszudrücken, was die Alten, sondern auch, wie sie es gesagt haben; so ist es schwer zu begreifen, wie man übersetzen könne, ohne auf die einzelnen Worte nach ihren strengen Bedeutungen und auf ihr Verhältniß zu einander Rücksicht zu nehmen, und wie eine Uebersetzung mit der übersetzten Schrift noch dasselbe Werk seyn könne, wenn man sich willkührliche Auslassungen und Ergänzungen oder gänzliche Umwandlungen der Perioden erlaubt. Wenn auch mehrere Schriftsteller über einen und denselben Gegenstand schreiben, so werden sie doch, selbst wenn es möglich wäre, daß sie dieselben Gedanken haben könnten, doch jeder seinen eigenen Character haben, d. i. jeder wird dasselbe nicht auf gleiche Art vortragen. Dieser Character aber oder das Eigenthümliche der Darstellung, wovon ist es zuletzt anders abhängig, als von der Auswahl und der Stellung der gebrauchten Worte? Wie wäre es also auch möglich, den Character eines Schriftstellers in der Uebersetzung zu erhalten, wenn man an die von ihm gebrauchten Worte und an seine Wortstellung nicht gebunden zu seyn glaubt? Denn werden Schriften von verschiedenen Verfassern, wenn ein und derselbe Mann sie übersetzt, ohne auf die Worte und Wortstellung in der Urschrift zu achten, in der Uebersetzung unvermerkt, dieselbe Form, das heißt, den Styl des Uebersetzers annehmen. Und dieß lehrt auch die Erfahrung.

Aber dadurch täuscht uns der Uebersetzer. Er verspricht uns ein fremdes Werk, und giebt uns ein solches, das mit eben so vielen Rechten, das Seinige genannt werden kann.

Will man als Uebersetzer der Alten seinen Pflichten Gnüge leisten, so muß man auf die Classe von Lesern Rücksicht nehmen, für welche man übersetzt. Der Uebersetzer der Alten kann aber meines Erachtens auf eine dreysache Classe von Lesern rechnen. 1) Auf solche, die der Ursprache gar nicht kundig sind. 2) Auf Jünglinge, die in das Alterthum eingeweiht

zu werden wünschen. 3) Auf solche, die mit beiden Sprachen gleich vertraut sind. Sollen nun Uebersetzungen die im ersten Abschnitte dieser Abhandlung aufgezählten Vortheile gewähren, so muß der Uebersetzer alle drey Classen zu befriedigen suchen. Wahrlich! eine schwerere Aufgabe, als wohl mancher denkt, der das Uebersetzen für das leichteste Mittel zum Erwerb und Ruhme hält!

Die erste Classe ist die minder zahlreiche und kommt daher auch am wenigsten in Betracht. Die meisten unter dieser Art von Lesern wollen nur unterhalten seyn; sie verlangen, daß die Uebersetzung sich ohne Anstoß und als ein Original der Sprache, in welche übersetzt ist, lesen lasse. Es ist also Pflicht des Uebersetzers, daß er verständlich und deutlich schreibe — eine Pflicht, die er überhaupt allen Classen seiner Leser schuldig ist — daß er ferner, wenn er auch den Styl der Urschrift nachbildet, doch zugleich dem Genius der Sprache, in die er übersetzt, hulldige. Aber selbst unter dieser Classe von Lesern, werden doch manche seyn, die nicht bloß zu wissen wünschen, was der alte Schriftsteller geschrieben hat, sondern auch wie er es geschrieben hat.

Die zweyte Classe sind Jünglinge, die sich den Wissenschaften widmen. Sie lesen Uebersetzungen theils sich das Verstehen der Classiker zu erleichtern, theils ihren Geschmack zu bilden. Den Mißbrauch, den sie von Uebersetzungen nicht machen dürfen, habe ich schon im ersten Abschnitte S. 20. 21. gerüget. Den hier genannten nützlichen Zweck werden Uebersetzungen nur dann für Jünglinge erreichen können, wenn sie dem Style der Urschrift möglichst treu nachgebildet sind. Schon in der Schule, wie man voraussehen darf, aufmerksam gemacht auf ausdrucksvolle Darstellung, wird und soll der Jüngling vergleichen, in wiefern diese in der Uebersetzung erreicht ist und so sich selbst einen edlen Styl bilden. Uebersetzungen aber, die es mit den einzelnen Worten und dem Style der Urschrift nicht so genau nehmen, bewirken für den Jüngling überdieß noch das Schlimme, daß sie ihn verleiten, sich mit einem

einem ungefähren Sinne zu begnügen und so erzeugen sie bey ihm den Character der Oberflächlichkeit.

Die dritte Classe enthält ohnstreitig die ehrwürdigsten Leser, denn sie besteht aus solchen, die vertraut mit dem Genius beider Sprachen durch Uebersetzungen einen ähnlichen Genuß suchen, als der Kenner durch die Betrachtung eines schönen Gemäldes, das der Natur möglichst getreu nachgebildet ist, sich verschafft. Diese Classe muß der Uebersetzer stets vor Augen haben. Die Leser dieser Classe wollen aber weder Verschönerung noch Entstellung der Urschrift. Sie suchen denselben Genuß, den ihnen die Urschrift gewährte und zwar noch reiner und ungestörter in der Nachbildung. Was der alte Classiker mit wenigen kräftigen Worten sagte, wollen sie nicht durch viele nüchterne gedollmetscht wissen. Wenn der Alte sich einer reinen Sprache besaß, so wollen sie auch die Uebersetzung rein von Ausdrücken des Auslandes. Wenn die Urschrift sich vom Gemeinen entfernte und in gewählten Ausdrücken redete, so soll auch die Uebersetzung nach ihrem Urtheile die gemeine Sprache des Umgangs meiden. Sie wollen den eigenen Character der Urschrift in der Uebersetzung wieder erkennen, und da dieser abhängig ist von den Worten und ihrer Stellung gegen einander, so verlangen sie, daß jedes einzelne Wort, jede ausdrucksvolle Stellung desselben in der Uebersetzung wieder gegeben werde.

„Aber — so sagt man — dadurch entstehet Steifheit und Dunkelheit. Jede Sprache hat ihre eigene Wendungen und ihre eigene Syntax.“

Dies ist die Sprache aller derjenigen, die entweder zum Uebersetzen gar kein Talent haben oder sich die Arbeit möglichst leicht machen wollen. Denn freylich muß man der Sprache kundig seyn, wenn man wörtlich übersetzen und doch nicht steif und undeutlich schreiben will; freylich ist es leichter, in seinem eigenen Style zu schreiben, als sich an eine fremde Form anzuschmiegen. Aber Talent und Fleiß wird auch in dieser Rücksicht alle Schwierigkeiten überwinden. Abzählen soll man

man freylich die Worte nicht, und slavisch nicht die Wortfolge, die ja auch nicht überall nachdrucksvoll ist, nachbilden. Und dieß thut auch kein guter Uebersetzer. Aber befragen soll er den Genius der Sprache, in die er das alte Original übersetzt, wie viel die neuere Sprache von der alten und fremden anzunehmen vermöge. So gehört es z. B. gerade zum Character und zur Vorzüglichkeit der deutschen Sprache, daß sie, beynähe wie die alten Sprachen eine große Mannigfaltigkeit der Wortstellungen zuläßt, wodurch sie sich mehr als jede andere Sprache zu Uebersetzungen eignet. Und daß man fast wörtlich aus den alten Sprachen in die deutsche übertragen könne, ohne dadurch steif und undeutlich zu werden, hat die Erfahrung schon gelehrt, denn wir haben beynähe wörtliche deutsche Uebersetzungen der Alten, denen man weder Steifheit noch Dunkelheit vorwerfen kann, wenn man nicht alles, was von der Sprache des gemeinen Lebens abweicht, für steif und dunkel erklären will. Und gerade seit der Zeit, daß die deutschen Uebersetzer angefangen haben, nicht bloß den Inhalt, sondern auch die Darstellung der alten Schriftsteller zurück zu geben, hat sich die deutsche Sprache nicht wenig vervollkommenet.

Das Resultat im Allgemeinen wird also wohl folgendes seyn: Das Original ist, so weit es sich erreichen läßt, weder vollkommener, noch minder vollkommen in der Uebersetzung darzustellen. Der Leser muß nicht nur erfahren, was der alte Schriftsteller gedacht und empfunden, sondern auch, da an Jedem etwas Eigenes bemerkt wird, wie er seine Gedanken und Gefühle ausgedrückt hat. Genauigkeit ist des Uebersetzers Hauptpflicht; inzwischen hat er eben so sehr ein ängstliches und verkehrtes Nachbilden der Urschrift, als eine zu große Freyheit im Uebertragen, ein gewisses Umbilden der Urschrift zu vermeiden. Jenes würde unnöthiger Weise Dunkelheiten hervorbringen und nicht selten auf unrichtige Vorstellungen führen, dieses giebt dem Original ein ihm fremdes Colorit. Da aber der letztere Fehler schwerer zu vermeiden ist, so muß sich der Uebersetzer einige Regeln vorschreiben, um nicht

in denselben zu fallen. Er hat nämlich zuvörderst alles zu unterlassen, wodurch der Vortrag in ästhetischer Hinsicht verbessert werden soll; er darf demnächst das Uneigentliche und Bildliche nicht mit dem Eigentlichen und Unbildlichen vertauschen; wo endlich der Vortrag in der Urschrift etwas Unvollständiges oder Unbestimmtes hat, da darf er nichts ergänzen oder näher bestimmen, denn er kann sich dießfalls irren, und wenn er auch vorsichtig und glücklich dabey verfährt, so entsteht doch dadurch im Original eine wesentliche Abänderung. Freylich fehlt es der ganz treuen Uebersetzung zuweilen an Licht, allein sie hat doch Kraft, und das mangelnde Licht kann sie durch Erläuterungen erhalten; die ergänzende und näher bestimmende Uebersetzung verliert hingegen immer wieder an Kraft, was sie an Licht gewinnen mag.

Aus diesen allgemeinen Vorerinnerungen, Grundsätzen und Regeln lassen sich nun einige speciellere herleiten, um zu bestimmen, was zu einer guten Uebersetzung — denn nur solche können die im ersten Abschnitte gepriesenen Vortheile gewähren — gehört.

Eine Uebersetzung ist gut, wenn der Sinn des Originals nicht bloß im Ganzen, sondern auch seinen einzelnen Theilen und Schattirungen nach so vollständig ausgedrückt ist, daß in der Uebersetzung alles in eben dem Grade verständlich ist und in eben dem Grade und eben so empfunden wird, wie im Originale. Das Modernisiren der Alten ist daher durchaus nicht zu billigen. Dadurch werden die ehrwürdigen Denkmahle des Alterthums in eine neue, ihnen fremde Form umgegossen, wodurch nicht allein der Hauptzweck jeder Uebersetzung, wie sie seyn soll, das Alterthum in der einzelnen Erscheinung zur lebendigen Anschauung zu bringen, völlig verfehlt, sondern auch der sonderbarste Contrast zwischen dem alten Geiste und dem neuen, ihm nicht eigenthümlichen Gewande hervorgebracht wird. Ich kann es daher auch nicht billigen, wenn die Stunden-Bezeichnung der Alten mit der neuen vertauscht wird, wenn gleich die Beybehaltung jener bey Latein oft Fröthum erzeugen mag. Sie gehört offenbar zum Eigenthümlichen des

Altens

Alterthums, das keine Uebersetzung der Deutlichkeit zu Liebe anopferten darf. Dafür haben wir Erklärungen, Commentare und Paraphrasen. Einem möglichen Mißverständnisse kann leicht durch eine erklärende Anmerkung vorgebauet werden.

Vor allen Dingen rathe ich, den Unterschied zwischen dem Character und Genius der Originals-Sprache, aus welcher übersetzt wird und dem Individuellen des Schriftstellers nie zu übersehen.

Eine unerlässliche Forderung, die man an eine gute Uebersetzung der alten Classiker machen darf und machen muß, ist — Treue.

Aber was schließt diese Treue in sich? Ich antworte:

- 1) Identität der Ideen des Originals in ihrem ganzen Umfange und nach allen ihren Schattirungen.
- 2) Identität des Characters im Style und der Manier des Originals.

Die Ideen-Identität zu erreichen ist vollkommene Sprachen und Sachenkenntniß nöthig. Die Identität der Worte darf vom Uebersetzer nur in so fern beobachtet werden, als sie der Identität der Ideen nicht Eintrag thut. Bey vieldeutigen Wörtern müssen also immer die Bedeutungen ausgedrückt werden, welche in jeder Stelle nach richtiger Interpretation statt finden. Der entgegengesetzte Fehler ist das Paraphrasiren und Modernisiren. Doch aber verzeihlicher, wenn nur die Idee des Originals richtig ausgedrückt wird. Der Uebersetzer muß auch die Zweydeutigkeit im Ausdrucke des Originals — sey sie absichtlich oder Fehler der Composition — nachahmen, denn er soll das Original nicht verbessern. Nur wenn er diese Zweydeutigkeit nicht nachbilden kann, darf er den Sinn ausdrücken, den er für den richtigsten hält. Der Uebersetzer darf überhaupt dem Originale weder etwas geben noch nehmen, weder was er für überflüssig hält, wegschneiden, noch die Kraft der Ideen verstärken. Nur dann darf er zusetzen oder weglassen, wenn ein Idiotismus, wenn der Genius beider Sprachen es fodert, z. B. Ellipsen ergänzen, wenn die Uebersetzung sonst unver-

B

ständlich

ständig würde; weglassen, was in der Uebersetzung ganz matt und schleppend seyn würde. Der Uebersetzer eines poetischen Werks kann nur in so fern auf einen höhern Grad der Freyheit Anspruch machen, als der Geist beider Sprachen ihn dazu berechtigt, und wenn er in Prosa überträgt, so muß die Verschiedenheit der Poesie und Prosa es bestimmen. Der Uebersetzer darf nicht sich höher schwingen, als sein Original.

Die Identität des Characters und der Manier des Styls im Original erfordert, daß die Uebersetzung nicht nur ausdrücke, was das Original sagt, sondern auch wie es das sagt; also der individuelle Character des Styls und der Manier muß möglichst genau und sorgfältig nachgebildet werden. Der Uebersetzer muß einen Begriff der in der Sprache des Originals liegt, in seiner jetzigen neuern Sprache vollkommen so auszudrücken suchen, wie er in der Sprache des Originals liegt, wie ihn der Schriftsteller gedacht hat und wie ihn dieser in der neuern Sprache selbst ausgedrückt haben würde. Die Grenzen aber bey der Nachbildung des Characters und der Manier sind da, wo die Verschiedenheit der Natur und des Genus der Sprache des Originals und der Uebersetzung eintritt. Oft ist also die Kürze eines Originals in der Uebersetzung nicht zu erreichen, dann muß sich der Uebersetzer nur möglichst kurz ausdrücken. Orientalische Schriftsteller drucken dagegen vieles wortreicher, weltgeschweifiger und steifer aus, als es jetzt geschehen darf. Und so giebt es mehrere Fälle, wo der Uebersetzer nicht seiner Sprache den Character einer fremden aufdringen kann und auch nicht darf, wenn er es könnte. Man hat oft mancher Uebersetzung den Vorwurf gemacht, daß sie das Original zum Verstehen nicht leichter gemacht habe. Ein ungerechter Vorwurf, wenn vielleicht selbst dem Original der Character der Leichtigkeit fehlte. Ist denn wohl von einem Uebersetzer der Apocalypse oder des Persius mit Billigkeit zu fordern, daß seine Uebersetzung leichter seyn solle, als das Original? Durch die Leichtigkeit der Uebersetzung würde in solchen Fälle der Character des Originals verwischt werden. Leichtigkeit und Ungezwungenheit,

die der Uebersetzer etwa seiner Arbeit geben will, kann leicht zu einer gefährlichen Klippe für ihn werden. Geht er einen Schritt zu weit, so fällt er in Ungebundenheit. Jede Sprache hat ihre Idiome, ihre eigenen bildlichen und sprichwörtlichen Redensarten. Manche erlauben eine schickliche Nachbildung, oft aber ist diese nicht möglich. Denn hat der Uebersetzer in seiner Sprache eine andere ähnliche aufzusuchen; diese muß aber auf dem Probiersteine des Geschmacks geprüft werden, um nicht etwa pedelhafte Phrasen seiner Sprache einem edlen Idiome des Originals unterzuschieben und zu travestiren. Oft wird er also Idiome des Originals nur aufzulösen und in einer leichten und deutlichen Sprache auszudrücken haben, wobey er nicht zu weit hinter der Kürze des Originals zurück bleiben darf. Zu wünschen ist, daß der Genius des Uebersetzers dem Genius des Originalschriftstellers immer so viel möglich ähnlich sey. Deswegen braucht der Uebersetzer einer Rede nicht selbst Redner, der Uebersetzer eines Gedichts nicht selbst Dichter zu seyn. Nur eine gewisse Gewandheit des Geistes wird erfordert, um sich leicht in den Geist des Redners, des Dichters u. s. w. hinein zu denken. Die natürliche Anlage dazu muß ausgebildet seyn durch Kenntniß der Regeln, durch Belesenheit, durch Geschmack. Und daher ist es oft schwerer, gut zu übersezen, als eigene Compositionen zu machen.

Die Schwierigkeiten die jedem Uebersetzer eines alten Schriftstellers im Wege stehen, wenn er den bisher erörterten Pflichten Gnüge leisten will, finden noch weit mehr bey Dichtern, Werken statt. Poesie muß in Poesie übertragen werden und übersezt er im Sylbenmaasse des Originals, so gehet er in Ketten. Nur dem Uebersetzer hebräischer Gedichte dürfte man vielleicht hierin mehr Freyheit verstaten, weil die Hebräer die Fesseln der griechischen und lateinischen Sylbenmaasse nicht kennen. Der Uebersetzer hat also nicht nöthig sich ein eigenes Metrum dafür zu schaffen. Er kann entweder bloß in sogenannter poetischer Prosa oder in Jamben und ähnlichen schicklichen Füßen jedoch ohne bestimmte Zahl derselben

übersetzen, wenn er nur der einmal befolgten Mensur treu bleibt. Anders ist es mit dem Uebersetzen der griechischen und römischen Dichter.

Der Uebersetzer eines Dichters hat, außer den Schwierigkeiten, die sein Unternehmen selbst ihm entgegen stellt, noch Vorurtheile zu bekämpfen, die seine Arbeit zu einer der mühseligsten und undankbarsten machen. Der Leser, der nach der Uebersetzung greift, glaubt oft sich berechtigt, nicht allein Verdeutschung, sondern auch Verdeutschung, ja sogar einige Anpassung des Originals verlangen zu dürfen. Statt sich zu bescheiden, daß der Uebersetzer dieselbe Aufmerksamkeit vom Leser mit Recht fordere, welche der Kenner der griechischen oder lateinischen Sprache dem Original schenken muß, um es zu verstehen, glaubt jener in einer seltenem Wortstellung oder Sprachwendung einen Anstoß zu finden, der das schnelle Urtheil zu rechtfertigen scheint, die Uebersetzung sey gezwungen, unverständlich, mehr steif als treu, und der Geist des Originals, seine Mannuth und Leichtigkeit sey über der Arbeit der Uebersetzung entflohen. Viele, gestützt auf dergleichen vernommene Urtheile, sprechen den neuern Sprachen, in die man die alten Classiker übersetzt, Gewandtheit und Wohlklang ab, und halten sie für unfähig, die Rhythmen römischer und griechischer Originale wieder zu geben; andere geben weniger der Sprache, als dem Eigensinne des Uebersetzers die Schuld, wenn der Vers in der Uebersetzung ihrer Meinung nach schwereren Schritt hält, als im Originale.

Es wäre der Mühe werth zu untersuchen: Welches ist das Verhältniß der deutschen Sprache zu den alten in Rücksicht auf ihren Gebrauch zur Poesie? Welche Freue fodert man mit Recht von dem Uebersetzer?

Eine ausführliche Beantwortung dieser Frage würde der Inhalt eines Buches werden — ein vorläufiges Wort darüber, namentlich in Rücksicht der römischen und deutschen Sprache, wird aber doch hier nicht am unrechten Orte stehen.

Es versteht sich wohl von selbst, daß die dem Dichter in jeder Sprache zugestandene Freiheit, von der Wortfolge, welche der Verstand, als die zur Untersuchung passendste wählt, abzuweichen, ihn nicht berech-

tige,

tige, Wortstellungen zu brauchen, die den Forderungen des Verstandes geradezu widersprechen. Dem Verstande widersprechend ist aber eine Wortstellung nur dann, wenn sie das Zusammenfassen des ganzen Satzes hindert oder durch Zweydeutigkeit verdunkelt, wenn sie Begriffe verbindet, die getrennt, und solche trennt, die verbunden gedacht werden sollen.

Schwerer ist es zu bestimmen, wie weit der sogenannte Sprachgebrauch dem Dichter unverletzlich seyn sollte? Denn der sogenannte Sprachgebrauch ist ein unsicherer Führer und Maasstab, und seine Tyranney ist schon oft als Usurpation erkannt und beschränkt worden. Am Ende ist die Sprache Mittel, der Ausdruck Zweck und das Leben einer Ursprache — z. B. der deutschen; denn die französische, engländische, holländische u. a. sind abgeleitete, von dem Verstande und für den Verstand gebildete; grammatische und logische Bestimmtheit wurde daher für sie Prinzip und Regel für Stellung und Verbindung der Worte — bestehet doch eben darin, daß sie diesen Zweck in allen seinen verschiedenen Gestalten fort dauernd sich aneignen und sich selbst in diesem Bestreben bilden kann. Spricht also die Wortstellung nur die Idee des Dichters mit Sicherheit aus, so bewährt sich jener Spruch, daß der Erfolg die Kraft rechtfertiget; der Tyrann, Sprachgebrauch, giebt nach und die andern folgen dem genialen Führer. So sind fast in allen Sprachen, vorzüglich Ursprachen, gewisse Stellungen der Worte anfangs als sprachwidrige, harte Neuerungen verschrieen worden, nach und nach wurden sie weniger auffallend und dasselbige günstige Schicksal werden ähnliche Neuerungen haben, so bald sie nur nicht Neuerungsucht, Bequemlichkeit und Pedanterey, sondern dichterisches Bedürfniß der Kraft und des Wohlklanges einführt. Analogie kann den Dichter allerdings hiernüch leiten, nur nicht Analogie einer abgeleiteten Sprache, sondern einzig die einer andern Ursprache.

Wenn man dem Dichter diese freye Behandlung der Sprache zugestehen muß, wie vielmehr dem Uebersetzer eines Dichters! Doch mit der Beschränkung, daß seine Wortfügung in der Uebersetzung sich zu der Prosa, wie sie der Verstand bildet, so verhalte, wie die Wortfügung seines Originals

ginals zu der Prosa in dieser Sprache. Ganz anders daher, auch in der Wortstellung, wird Anakreon zu übersetzen seyn, als Pindar. Wer von einer vollkommenen Uebersetzung des Horaz verlangt, daß sie nicht allein Uebersetzung in eine neuere Sprache sondern Verdeutlichung des Dichters seyn soll, wer sie mit geringerer Aufmerksamkeit zu verstehen und zu genießen hofft, als er bey gleicher Kenntniß der lateinischen Sprache dem Original wohlnen muß, der ist im Irthum und seine Forderungen an den Uebersetzer können wenigstens das Urtheil über eine Uebersetzung nicht bestimmen.

Über noch ein anderes Vorurtheil stehet besonders solchen Uebersetzungen entgegen, welche ihr Original auch in der Versart treu übertragen wollen. Wer die Rhythmen der alten Dichter wirklich mit dem Ohre und nicht bloß im Schema auf dem Papier mit dem Auge faßt, der wird gestehen, daß sie durch ein Metrum, das nur der Accent bestimmt durchaus nicht nachgebildet werden können. Nicht Wechsel des Accents, Wechsel der Quantität ist es, was jenen Rhythmen, Bewegung und Leben gibt. Es hatte aber die deutsche Verskunst nach dem Muster der französischen bloß das Prinzip des Accentes angenommen; und was noch schlimmer war, die deutschen Poetiker verwechselten beide Prinzipie, und in der Meinung, der Accent bestimme die Länge, nannten sie die accentuirte Sylbe, lang, und die accentlose, kurz. Hieraus entstand nicht allein das Uebel für die deutsche Verskunst, daß die deutschen Spondeen, Molosser, Joniker, und prachtvollen Epitriten gänzlich verkannt wurden und ihre Pyrrichien und Tribrachen noch jetzt durchaus verkannt werden, sondern das noch verderblichere, daß man allen Rhythmus und alle metrische Bewegung in einen Wechsel von stark und schwach setzte.

Es gab eine Zeit, wo man gewohnt war den Vers, z. B. den Hexameter so zu hören: — vv — vv — vv — vv

v v v v — vv — v.

Als daher Hof auf die zweite Stelle des Fußes (die Senkung) Längen setzte und sogar betonte Längen, in die Hebung dagegen unbetonte, die man deswegen für Kürzen hielt, z. B.

Düster

Düsterer zog Sturmnacht, graunvoll rings wogte das Meer auf, so hörte niemand mehr das Klappen des üblichen Hexameter. Noch mehr mußte es befremden, wenn in andern Versgattungen sogar an die Stelle wirklicher Kürzen betonte Längen treten, z. B.

Zweyleibger, untirthbarer, rosthufwandelnder
Kentauren rechtlos ungezähmt kraftstolze Schaar.

Viele glaubten, indem sie sich mit jambischer Scansion zerarbeiteten, hier keinen Vers zu hören; gleichwohl war dieß der erste Schritt, nicht nur zur deutschen Verskunst, sondern zum Verständniß auch der Verse des Alterthums. Man wurde dadurch gewöhnt, ja fast genöthiget, nicht allein die wenig beachteten Wortfüße zu berücksichtigen und durch ihre Stellung die Rhythmen selbst noch höher zu beleben.

Unter Wortfuß versteht man nemlich die Zeitfigur — man verstatte dieses leicht verständliche Wort — welche durch die Quantität der Sylbe eines Wortes mit oder ohne Artikel, gebildet wird. Z. B. Unvollkommenheit (— — — v —) Gewaltauspender (v — — — v) Naturschönheit (v — — —) Tausenderley (— vv —) Andachtvoll (— — —). Sie sind für den Vers das, was die Tonfiguren, welche durch Bindungsbogen u. s. w. bezeichnet werden, für die Melodie sind. Wie der Komponist diese nicht mit einerley Bogenstrich gespielt oder in gleichmäßigen Hauch gesungen oder geblasen haben will, so verlangt die Rhythmik, Mannigfaltigkeit und Bedeutsamkeit der Wortfüße und ihrer Stellung.

Der deutsche Vers war durch die Verdrängung der Alleinherrschaft des Accents neu geschaffen. Allein selbst vorurtheilsfreyer Kenner gestanden, daß der deutsche Vers, bey gleicher Quantität der Sylben, ein gewaltiges Uebergewicht von Schwere gegen den griechischen und lateinischen gelte, daß er daher im Einzelnen, wo es eben auf Gewichtigkeit ankomme, kräftiger sogar sey, als der griechische, daß man aber durch diese Schwere in die Länge ermüde und daher auf Nachbildung des alten Verses im Allgemeinen Verzicht thun müsse.

Die

Die Bemerkung von Uebergewicht des deutschen Verses ist gegründet. Statt aber das Kind mit dem Bade auszuschütten, hätte man auf den Grund dieses Uebergewichts zurückgehen sollen. Warum ist der Hexameter.

Der mühsoll bergauf anstrengt sein brausendes Saumros
schwerer hinschreitend, als der gleiche lateinische?

Ill' inter sese magna vi brachia tollunt —

font
Der Grund liegt darin, daß im Deutschen selbst die unbetonte Länge doch des Accents wegen lang ist, und nur in der Zusammensetzung unbekannt erscheint, weil sie von einem stärkern Accent übertönt wird. Die jetzt anerkannten Spondeen des deutschen Verses bestehen nämlich allezeit aus zwey accentuirten Längen, z. B. müß-voll, Eis-pol, Jung-frau. Dieses macht sie nicht allein schwerer, als die lateinischen und griechischen, sondern auch, wenn der Ausdruck erlaubt ist, starrer und härter; denn die Länge des Accents ist unveränderlich und kann zwar übertönt, nicht aber aufgehoben werden, dahingegen die Länge durch Quantität veränderlich ist und durch Stellung gegen Vocale oder Consonanten aufgehoben oder bewirkt werden kann.

Wäre nun die deutsche Prosodie bloß an die accentuirte Länge gebunden — accentuirt nenne ich jede, welche aus einem innern Prinzip, z. B. dem Begriff herrührt — so wäre der Vorwurf gegründet, daß es ihr an der nothwendigsten Eigenschaft fehle, den rhythmischen Schritt alter Sprachen zu gehen, und das Raisonement, das nicht nur Ausländer sondern auch Deutsche über die Unfähigkeit unserer Sprache zur Poesie hören lassen, hätte wenigstens einigen Sinn. Allein diese Behauptung ist grundlos. Das Prinzip der Quantität ist in der deutschen Sprache vorhanden. Daß unsere Theoretiker es nicht anerkennen und unsere Dichter größtentheils es nicht befolgen, beweiset so wenig dagegen, als es gegen das Quantitäts-Prinzip in der lateinischen Sprache beweiset, daß es in ihr Dichter gab, von welcher es später hieß:

— — scrip-

— — scripsere alii rem
versibus quos olim Fauni vatesque canebant,
quam neque Musarum scopulos quisquam superarat,
nec dicti studiosus erat.

In den alten Sprachen ist bekanntlich eine Sylbe der Quantität nach lang, wenn sie einen langen Vocal oder Doppellaut enthält, und wenn ein Zusammentreffen von Consonanten den Uebergang zur folgenden Sylbe aufhält, oder nach dem Kunstausdruck — sie ist lang durch Position. Es leuchtet ein, daß diese Bestimmung der Quantität weder von dem Eigensinne des Dichters, noch von der besondern Natur einer bestimmten Sprache herrühre; sie ist vielmehr in der Natur des Sprechens selbst gegründet und also jeder Sprache eigen, welche ihre Sylben bestimmt articulirt, so bald in ihr lange Vocale von kurzen unterschieden werden und Sylben durch bald mehr bald weniger Consonanten verbunden sind. Wir unterscheiden aber in den lebenden Sprachen sehr bestimmt lange und kurze Vocale, wie die noch hier und da üblichen Dehnungszeichen der Vocalverdoppelung und in der deutschen Sprache der angehängte *h* beweisen. An Diphthongen fehlt es auch nicht, und die Sylbe auf braucht zum Aussprechen ein Bedeutendes mehr an Zeit, als die Sylbe *es* oder *in*. Dasselbe gilt von den Consonanten. Warum zerarbeiten sich Sprach- und Hörorgane um den Vers:

Wahrhaft wird Glück nicht durch Hoheit und Macht,
nicht durch Reichthum gegründet

als einen Hexameter zu vernehmen, da er doch selbst nach der geläuterten Accent-Theorie so richtig ist, als folgender von *Voss*:

Heiter und still war allen das Herz, wie die spiegelnde Welle.
liegt der Grund wohl in etwas andern, als in der verletzten und
doch vom Leser und Hörer geforderten Beobachtung der Quantität, welche
hier

hier hauptsächlich durch Position entsteht? Der deutschen Sprache ist also die Sylben-Quantität so wenig fremd, als der griechischen. Wenn aber die lateinische Prosa schon Bestimmungen durch den Accent, wenigstens in der vorletzten Sylbe, annahm, so erhält der Accent im Deutschen eine noch ausgebreitete Wirksamkeit. Er beherrscht die Prosodie als inneres Prinzip; daher sind alle Hauptworte im Deutschen unveränderlich lang; anders ist es in den alten Sprachen, wo Hauptworte von zwey und mehr Sylben nicht selten kurz sind, und nur durch Stellung oder Vocalveränderung eine Länge bekommen, weil in diesen Sprachen hauptsächlich oder einzig die Quantität in der Prosodie herrscht. Daß beide Prinzipie sich im Deutschen vereinigen, scheint diese Sprache vorzüglich geschickt zum Versbau zu machen, und ihr zwischen der griechischen, in welcher bloß Quantität, und den abgeleiteten, in welchen einzig der Accent herrscht, den Platz anzuweisen. Mit diesem Plage wird sich die deutsche Sprache begnügen, ohne der griechischen in Leichtigkeit der Rhythmen, der spanischen und italischen im Wohlklange der Reime und Assonanzen den Preis streitig zu machen.

Diese Bemerkungen über Prosodie vorausgesetzt, wird es nun leichter seyn zu entscheiden: was gehört zu einer guten Uebersetzung, namentlich der alten Dichter? Eine wahre Uebersetzung ist treu dem Geiste des Originals, und so weit die Sprache es vergönnt, treu dem Buchstaben. Sie trachtet nicht das Fremde durch Annäherung an Einheimisches gefälliger zu machen, sie will nicht verbessern, nicht einmal verschleiern, auch nicht verschönern, und weder durch Zusatz noch Gedrungenheit verstärken.

Gut! — sagt man vielleicht — aber die buchstäbliche Treue tötet eben den Geist! —

Es ist eine mißliche Sache, das Streiten über den so genannten Geist. Verstehet man unter Geist, die Idee, welche den Dichter begeisterte und in seinem Werke sich gleichsam spiegelt, oder auch des Dicht-

ters

ters Individualität in Ansicht und Ausdruck, oder seine Behandlung der Sprache; so ist nicht wohl zu begreifen, wie durch buchstäblich treues Uebersetzen dieses alles nicht vielmehr sollte erhalten als verlitgt werden. Wenn man sagt: der Buchstabe des Geseges tötet den Geist des Geseges, so ist dieses etwas anderes. Die Wahrheit dieses Ausspruchs beruht nemlich auf dem Doppelsinn des Wortes, Geseg, welches das erstemal, das Geseg in seiner Erscheinung, das zweytemal, das Geseg in der Idee bedeutet. Man will sagen: Das Festhalten an den Zufälligkeiten des Ausdrucks stört die Absicht, die der Geseggeber hatte, als er das Geseg dachte.

Der Geist des Gedichtes hingegen, wenn es dem Dichter nicht mißlang, ist ganz in das Gedicht aufgenommen und mit dem so genannten Buchstaben desselben gleichsam amalgamirt. Hier also ist buchstäbliche Uebersetzung auch Uebersetzung des Geistes — des Geistes des Gedichtes nämlich, nicht des Dichters. Denn nicht in jedem Gedichte spiegelt sich der Geist seines Verfertigers ganz. Es ist abgeschlossen, wie er es niederschrieb, und der Uebersetzer spielt nicht die Rolle des revidirenden und nachhelfenden Dichters. Anders das Geseg, welches in seinem Ausdruck nie abgeschlossen ist. Dieses ist ihm das Zufällige der Erscheinung, dem Gedicht — nicht der Idee, sondern dem vorhandenen Dichtwerke — das Wesentliche.

„Allein gleichwohl sehen wir — so fragen die vermeintlichen Kenner — oft treue Copieen, treu bis zur Aengstlichkeit nach Zirkel und Maas, aber wach ein Abstand vom Original! Und worin liegt der Unterschied? Einzig in dem, was sich nicht durch Treue und Genauigkeit erreichen läßt, im Geiste, der hier fehlt, dort erscheint.“ —

Den Kennerblick des Segners in Ehren! wiewohl die Kunstgeschichte manchen Mißgriff der Kenner über Original und Copie verzahten hat; aber wenn man wirklich in der Copie das vermisst, was man Geist nennt, so sey man doch vor allen mißtrauisch gegen die Treue der Copie; man wird gewöhnlich in einer Untreue, sey es im

C 2

Wes

Wesentlichen oder Zufälligen, das finden, was man, vielleicht zu bequem, im Unerklärlichen verborgen meinte.

Doch um die Mißverständnisse aufzudecken — die Meisten, welche über Verlust des Geistes in wörtlicher Uebersetzung klagen, verstehen unter Geist etwas ganz anderes. Sie kennen den Dichter, z. B. Horaz, aus der Geschichte als gewandten Höfling, als Vertrauten des geschmackvollen Mäcen, als seinen Gesellschafter. Seine Urbanität und Eleganz, sein leichter Wit, seine gefällige Glätte sind beynahe zum Sprichworte geworden. So entsteht ein blendendes, aber in den Umrissen nicht allzu bestimmtes Bild von dem Dichter. Horaz hat vielen aufgezeigt der alte wahre Horaz zu seyn. Sein Name ist das Zeichen eines zierlichen, feinen, geglätteten lyrischen Dichters geworden, den leichter Scherz, dann und wann eine zarte Sentimentalität, ein splekender ungesuchter Wit, heitere Laune und feine Satire allgemeine Beliebtheit in seinem Zeitalter und in allen folgenden erworben hat.

Anderer, welche sich durch Studium seiner Werke genauere Bekanntschaft mit dem alten Dichter erworben haben, denken, indem sie eine Stelle seiner Gedichte wiederholen in halbbewusster Erinnerung den ganzen, zum Verständniß des Dichters nöthigen mythologischen, antiquarischen, historischen, politischen und philologischen Apparat zugleich mit, ja! sie fühlen wohl eine leichte Rückwirkung früherer Zeit, in welcher Horaz zuerst auf ihre noch jugendliche empfänglichere Phantasie wirkte. So dehnt sich dem Leser fast jedes Wort des Dichters zu einem Coloss von Gedanken und Empfindungen aus; es ist ihm zugleich Monument und Aufschrift, Text und Commentar, Labyrinth und Wegweiser; das her genügt ihm keine Uebersetzung, ja, er hält sein Original für unübersetzbar. Für Jupiter frigidus scheint ihm kalter Himmel zu wenig, kalter Jupiter zu viel. Warum? Der Leser vergißt mit Leichtigkeit, Vaterland, Religion und das neunzehnte Jahrhundert, und wird mit Vergnügen, Helde und Römer und Zeitgenosse Augusts, so bald er lateinisch liest, dessen Laute ihn zuerst in die classische Welt einführt.

führte. Die Uebersetzung in die neuere Sprache reißt ihn aus der Illusion, alles erscheint ihm nun starr und tod, denn er siehet es ohne die innere Bedingung, welche ihm Leben giebt und vergißt, daß in ihm selbst die Verwandlung vorging, nicht im Gedicht durch die Uebersetzung. Dieses von dem Nichtkenner aus der Sage von Horaz aufgegriffene, vom Kenner aus dem Studium des Dichters erkünstelte Phantom ist nun — wenn man frey die Wahrheit sagen darf — das, was die Meisten den Geist dieses Dichters nennen und was sie in einer treuen Uebersetzung freylich nicht wieder finden. Die Ersten nicht, weil Horaz, der Höfling, der Weltmann, der urbane Dichter, ein Römer war, und jene ihr Bild gewöhnlich von französisch gemobelter Eleganz abnehmen; die zweyten nicht, weil der Uebersetzer kein Erklärer ist, und ohne das Hinzubringen jenes zum Verständniß nöthigen, wissenschaftlichen Apparats so wenig verstanden, auch ohne dieselbe Liebe so wenig gefühlt und genossen werden kann, als das Original.

Wodurch ist nun aber eine Uebersetzung buchstäblich treu?

Dadurch, daß sie zuerst den Sinn des Originals mit derselben Deutlichkeit und Bestimmtheit wieder giebt, daß sie Nebenbestimmungen weder hinzusetzt, noch vorhandene wegläßt oder verändert und umtauscht, daß sie dieselbe Art des Ausdrucks beybehält, nicht gedrängter ist, noch weitschweifiger, nicht schwächer noch stärker, nicht schöner noch zierlicher, als das Original; daß sie ferner die Folge der Begriffe und der Worte des Originals beybehält, und wo dieses metrisch ist, nicht allein das Metrum, sondern auch die Rhythmen desselben unverändert wiedergiebt. Dieses wäre das Ideal einer Uebersetzung. Doch wird sich jeder Kenner bescheiden, daß, eben weil es Ideal ist, es nur in einer Annäherung aufgestellt werden könne, und daß oft, um eine Vollkommenheit in höhern Grade zu erreichen, etwas von einer andern aufgeopfert werden müsse. Welche aber der andern zu opfern sey, hierüber möchten die Stimmen verschieden ausfallen. Denn da die Kunst der Rede, sowohl im profaischen als mythischen Vortrage,
zwar

zwar von einigen in hoher Vollkommenheit ausgeübt, von den meisten aber so viel als gar nicht geachtet und begriffen wird, so glauben diese, alle äußern Eigenschaften der Rede, als Wohlklang, Rhythmus, Maas und Zahl der Sylben sagen etwas Zufälliges und können verändert und in ihrer Vollkommenheit aufgeopfert werden, ohne dem Original etwas Wesentliches zu entziehen; auch halten sie jene Vollkommenheiten für das Geringere, in dem Irrthume, als lassen sie sich durch Studium ohne Genie erreichen, da doch nur die Fertigkeit das Erreichbare, der Sinn und die Fähigkeit hingegen überall das freye Naturgeschenk ist. Wer aber empfänglich für Schönheit der Rede die Kunst des Vortrags zu würdigen weiß, wird, wo für Verstand und Sinn mit gleicher Treue nicht überseht werden kann, lieber der Verständlichkeit etwas abbrechen als der Sinnlichkeit; denn der Verstand hilft durch Combination wohl einem Mangel, hinzudenkend oder erläuternd nach, der Sinn aber hält sich einzig an das Gegebene. Jeder Dichter alter und neuer Zeit bedient sich dieser Freyheit, und was sind denn die sogenannten poetischen, rhetorischen, grammatischen und andern Figuren anders, als Nachweisungen solcher autorisirten Eingriffe der sinnlichen Rede in das Gebiet der Verständlichkeit, der Regel, der grammatischen oder logischen Ordnung? Der Freyheit des Dichters aber bedient sich des Dichters Uebersetzer mit demselben Rechte. Je glücklicher dieser dergleichen Collisionen beseitiget und je mehr die Mittel dieser Beseitigung dem Styl und selbst der Manier des Originals ähnlich sind, desto vorzüglicher ist die Uebersetzung, denn desto allgemeiner ist ihre Treue. Ein Beyspiel mag zum Schluß dieses erläutern:

— — — Nonne vides ut
nudum remigio latus.

Et malus celeri saucius Africo
antennaeque gemant? ac, sine funibus
vix durare carinae
possint imperiosius

Aequor?

— — — Schau

Schauenst du nicht, wie
nackt des Rudergeräths der Vord

Wie der Mast, von des Süds fliegenden Sturme wund
samt den Rahen erseufzt? und, wie der Tau' entblößt,
kaum ausdauern der Rumpfs mehr
kann, den übergewaltigen

Meerschwall.

Hier ist dieselbe Wortfolge, hier sind dieselben Bilder, Rhythmus paßt auf Rhythmus, und kein Gedanke überschreitet oder verkürzt die Zeit, die er im Original einnimmt.

Die jungen Redner, welche die patriotische Freude unserer Schule über die Feyer des Tages aussprechen werden, sind Vier Mitglieder der ersten Classe; sie werden in deutscher Sprache reden und in folgender Ordnung auftreten:

1. C. Fr. W. Thiemig wird zeigen: In wie fern jeder Staatsbürger verpflichtet sey in seinem Wirkungskreise zur Zeit der Noth zur Rettung des Vaterlandes beyzutragen und mitzuwirken.
2. C. Fr. Adnig wird die alten Griechen in der Blüte ihrer Geistes-Bildung schildern und zeigen, wodurch sie diese hohe geistige Bildung erhielten.

3. Chr.